

Gegenwart

Sprechen wir von der Gegenwart, denken wir implizit Vergangenheit und Zukunft mit. Der Begriff „Gegenwart“ ergibt für uns überhaupt erst im Verhältnis zu den Begriffen „Vergangenheit“ und „Zukunft“ Sinn. Erlebnisse, Ereignisse und Handlungen werden in ein geordnetes Hintereinander, eine Zeitabfolge gebracht. Dabei bezeichnet der Begriff „Gegenwart“ ein Jetzt, die Vergangenheit demgegenüber ein „nicht mehr Jetzt“ und die Zukunft ein „kommendes Jetzt“. Es mag trivial erscheinen, aber nur im Jetzt der Gegenwart *sind* wir, nur in der Gegenwart handeln, denken, erleben, interagieren, fühlen und beurteilen wir. De facto können wir nicht *nicht* in der Gegenwart sein. Damit ist im Wesentlichen zweierlei gesagt: Zum einen, dass wir in der Gegenwart Gesellschaft *in actu* praktisch vollziehen, und zum anderen, dass wir nur in der Gegenwart über Vergangenheit und Zukunft verfügen können. In unserem gegenwärtigen Sein sind uns die Vergangenheit und die Zukunft allein als gegenwärtige gedankliche bzw. kommunikative Konstruktionen zugänglich. Als solche sind sie aber zugleich an der Schaffung von Gegenwarten beteiligt, insofern vergangene Ereignisse, die auf die Zukunft gerichtete Handlungs- oder Lebensziele begründen, in den Vollzug gegenwärtigen Denkens und Handelns miteinfließen. Alfred Schütz (1974) spricht dahingehend von Weil- und Um-zu-Motiven, die uns einerseits beim Entwerfen von Handlungen anleiten und mit denen wir andererseits retrospektiv vollzogenes Handeln erklären. Schütz macht zudem darauf aufmerksam, dass uns genau genommen auch die Gegenwart ein Stück weit fremd bleiben muss, da sich vollziehendes Denken und Handeln dem reflexiven Zugriff entzieht – mit der Reflexion befinden wir uns bereits in einer neuen Gegenwart.

Der zuletzt genannte Aspekt legt nahe, die Gegenwart lediglich als flüchtigen Moment zu begreifen, in dem Zukunft in Vergangenheit umschlägt: So wie wir „Jetzt“ sagen, ist dieses Jetzt mit dem „Jetzt“-Sagen auch schon wieder vorüber. Die Gegenwart kommt auf uns zu, um sogleich wieder zu verschwinden. Die Gegenwart scheint so nur ein Jetztpunkt und unser Leben im Jetzt ein Übergehen von zusammenhangslos aneinandergereihten Jetztpunkten zu sein. Wäre dem so, fänden

wir uns allerdings weder dazu in der Lage, Zeit zu erfahren, noch Erfahrungen in der Zeit festzuhalten und zu sammeln – Kulturentwicklung wäre schlechterdings undenkbar. Unser Bewusstsein hält einzelne Wahrnehmungen in nachfolgenden Wahrnehmungsgegenwarten präsent; es erinnert (Retention), während es mit jedem Bewusstseinsakt kommende gegenwärtige Bewusstseinsakte „leer“ vorwegnimmt (Protention), wie Edmund Husserl (2013) ausführte. Die Gegenwart ist also kein ausdehnungsloser Jetztpunkt; wir müssen sie als Spanne begreifen. Rückendeckung erhält diese Einsicht aus der Hirnforschung, in der mittlerweile als relativ gut belegt gilt, dass das vom Bewusstsein integrierte Gegenwartsfenster um die 3 Sekunden währt (vgl. Pröpper 1995).

Soziales Handeln ist per se zeitlich. Dies nicht nur, weil Handlungen Abläufe sind, die beginnen und enden, oder weil sie *in actu* – also in einer Gegenwart – aneinander anschließen, sondern vor allem, weil das Aneinander-Anschließen von Handlungen zu Handlungsverkettungen auf Zeit im Sinne zeitlicher Markierungen angewiesen ist. Als sozial Handelnde müssen wir uns darauf verständigen, wann was, wie lange, in welcher Geschwindigkeit, wie oft und in welcher Taktung getan werden soll. Norbert Elias (1988) begriff die Zeit deshalb als ein sprachliches Symbol zur Bezeichnung einer universellen Tätigkeit, nämlich der des Zeitbestimmens („*timing*“). Die Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verstand er insofern als eine darauf bezogene Begrifflichkeit, durch die wir Ereignisse zu Geschehensabläufen synthetisieren, um uns in diesen zu positionieren. Geben wir etwa an, dass wir uns gegenwärtig in einer bestimmten Berufsausbildung befinden, stehen damit unausgesprochen eine vorausgegangene Schulbildung sowie zukünftige Berufspläne und Erwerbsperspektiven im Raum. Positionieren wir uns in einer Gegenwart, in dem wir Ereignisse, Handlungen, Situationen, Gedanken oder Gefühle mit einem „jetzt“, „gerade“, „aktuell“, „derzeit“ oder „momentan“ konnotieren, führen wir stets nicht gleichzeitig Stattfindendes als Vergangenheits- und Zukunftshorizont mit, auf das auch unsere Interaktionspartner vor dem Hintergrund gemeinsam geteilter Wissensvorräte zu rekurrieren in der Lage sind, jedenfalls potentiell. Überdies geben wir uns mit temporaladverbialen Gegenwartsmarkierungen wechselseitig zu verstehen, dass sich die Dinge im Wandel befinden, dass sie anders waren und, über kurz oder lang, wieder anders sein werden – auch dies ist erforderlich, um Erwartungen und Erwartens-Erwartungen aufeinander abzustimmen.

Als sozial handelnde, auf Zeit (im Sinne des „*timing*“) verwiesene Wesen finden wir uns von Geburt an und unabhängig von Kultur und Epoche in eine zeitlich regulierte Welt hineingestellt. Was uns unter diesen Bedingungen als Gegenwart gilt, hängt insofern maßgeblich von Zeitrastern ab, die das Handeln strukturieren. Die Gegenwart, die wir in einem Hochschulseminar mit anderen Seminarteilnehmer*innen teilen, währt typischerweise 90 Minuten. Wird uns an der Ladentheke kein

Alkohol verkauft, hat dies wohl mit dem Geburtsjahr auf dem vorzuzeigenden Personalausweis zu tun: Unsere Gegenwart wird rechtlich bestimmt, es wird festgestellt, dass wir uns derzeit noch in der Jugendphase befinden, offiziell ist uns der Alkoholgenuss in einer über das Lebensalter definierten Zukunft erlaubt. Wie dieses Beispiel zeigt, rastern wir uns nicht nur selbst in die Gegenwarten institutionalisierter Zeitordnungen mit entsprechenden Vergangenheits- und Zukunftshorizonten ein, wir werden auch – vorzugsweise im Kontext der Bürokratie – eingerastert; ein Einrastern, mit dem sich Status verbinden, die de facto Folgen für gegenwärtige und zukünftige Handlungschancen haben. Beiden Beispielen ist wiederum gemein, dass Gegenwarten je nach Zeitordnung unterschiedlich lange dauern, wobei diese Dauern i.d.R. via Uhren und Kalender quantifizierbar sind.

Was uns im Alltag als Gegenwart gilt, wird aber typischerweise nicht schlicht durch Uhren und Kalender bestimmt. Je nachdem, wie uns Ereignisse und Situationen einnehmen, wie sie die Aufmerksamkeit unseres Bewusstseins auf sich ziehen, gewinnt die Gegenwart eine ihr eigene Erlebnisintensität und mit dieser eine ihr eigene, rein qualitativ ausdrückbare Dauer. Trotz, oder gerade aufgrund der gegenwärtig allerorten vernehmbaren Klage über Zeitnot und Stress, wird uns dies vielleicht in keinem anderen Zustand so sehr bewusst, wie in jenem der Langeweile. In der Langeweile wird uns die Gegenwart bleiern und schwer. Sie ist ein Warten auf Ereignisse, die die trostlose Einförmigkeit eines immer gleichen Geschehens durchbrechen – und davon wissen wohl insbesondere diejenigen zu berichten, die aus den Zeitrastern und zeitlichen Nötigungen des Erwerbsarbeitslebens im wahrsten Wortsinn „entlassen“ wurden, Arbeitslose.

Das Beispiel Arbeitslosigkeit macht darauf aufmerksam, dass unsere Gegenwartswahrnehmung mit unserer gesellschaftlichen Einbindung und Verortung im sozialen Raum variiert. So wird man sicherlich behaupten können, dass die Frage, wie wir in das System der Erwerbsarbeit eingebunden sind, welche Rollen wir in ihm einnehmen, welche soziale Positionierung sich damit verbindet und welche Lebensperspektiven daraus erwachsen, für die Frage, wie wir unsere Gegenwart wahrnehmen und erleben von ganz entscheidender Bedeutung ist. Arbeitslosigkeit muss nicht von jedem und jeder als zermürbende Langeweile und sinnentleertes Dahindauern erfahren werden, insofern aus ihr nicht per se eine Entstrukturierung der Alltagszeit und eine Verdüsterung des biografischen Zukunftshorizonts folgt. Je nach Ressourcen (Bildung, Vermögen etc.) oder habituellem Disposition lässt sie sich auch als frei gewordene Zeit begreifen; eine Zeit, die der Nutzung für andere Dinge des Lebens offensteht (Reisen, Familie, Bildung etc.). Kurz: Unsere Zeitwahrnehmung ist sozialstrukturell und kulturell geprägt, die Verankerung unseres Seins in der Gegenwart trägt einen schicht-, milieu-, alters- oder geschlechterspezifischen Index.

Zeitwahrnehmung ist auch in historisch je spezifischer Weise geprägt. Zeitverständnisse, Zeitbewusstsein und Zeiterfahrung verändern sich im Zuge des evolutionär-historischen Wandels von Gesellschaftsformationen, und mit ihm die Gegenwartswahrnehmung. Die für uns selbstverständliche Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist eine historisch kontingente Zeitsemantik, die sich erst mit der Neuzeit, auf dem Weg in die funktional differenzierte Gesellschaft und mit der Entstehung eines linearen Zeitverständnisses durchzusetzen begann. In einfachen, undifferenzierten, segmentären sowie in frühen ständisch organisierten Gesellschaften gingen Vergangenheit und Zukunft noch gleichsam in der Gegenwart auf. Die Gegenwart war in zweierlei Hinsicht die Wiederholung des immer Gleichen: eine an konkrete Tätigkeiten gebundene profane Alltagszeit (z.B. Aussaat und Ernte), die den Zyklen natürlicher Abläufe folgte (Tag, Nacht, Sommer, Winter etc.), sowie eine sakrale Zeit, die die Gegenwart des profanen Alltags durchdrang und dieser durch die rituelle Aktualisierung von Ursprungsmythen eine kosmologisch abgesicherte Geltungsgrundlage verlieh.

In den stratifizierten Gesellschaften des europäischen Mittelalters wurde diese Wiederkehr des immer Gleichen durch das jüdisch-christliche Zeitverständnis zwar aufgebrochen, der durch die Parusie installierte Zukunftshorizont, auf den die Geschichte linear zulief, blieb jedoch geschlossen. Um die Gegenwart als genuinen Handlungsraum planerischen Gestaltens zu verstehen, bedurfte es einer Öffnung der Zukunft durch den Fortschrittsglauben, der seinerseits auf epochalen Wandlungsprozessen in wissenschaftlich-technologischer (z.B. mechanische Schlaguhr, Druckerpresse, Kompass etc.) kultureller (Reformation und Aufklärung), ökonomischer (Geldwirtschaft, Fernhandel, freie Arbeit etc.) und politischer Hinsicht (amerikanische und französische Revolution) beruht. Und erst als eine Zukunft zur Verfügung stand, die mit alternativen zukünftigen Gegenwarten ausgefüllt werden wollte, ließ sich die Vergangenheit als eine von Menschen geschaffene Geschichte denken, die der Gegenwart keine Vorgaben im Sinne von Traditionen macht, sondern aus der die Gegenwart Fortschrittsziele ableiten und planend lernen kann – und die zur Schaffung gegenwärtiger Spielräume auch vergessen bzw. in Archiven abgelegt werden muss.

Damit war das Zeitregime der Moderne eingerichtet, das de facto eine ungeheure Aufwertung der Gegenwart bedeutete. Dies wiederum nicht nur, weil sie einen autonomen Raum von Handlungsmöglichkeiten eröffnete, sondern weil sie zugleich einem Imperativ des sich Entscheiden-Müssens unterliegt. „Die Gegenwart“, wie Niklas Luhmann (2011: 203f.) treffend formuliert, „wird als Punkt der Umschaltung begriffen, als ein Punkt, den man aus den Augen verlieren kann, in dem man durch Nichtstun etwas versäumt oder etwas tut, was man später bereut. Die einzige Möglichkeit, frei zu handeln, hat man jedoch immer nur in der Gegenwart. In der Zukunft

können wir noch nicht handeln, in der Vergangenheit nicht mehr.“ In der Gegenwart baut sich Entscheidungsdruck auf.

Vieles spricht dafür, dass Entscheidungsdruck, gepaart mit einer ungeheuren Zunahme an Entscheidungsmöglichkeiten (Stichwort: „Multioptionsgesellschaft“), aber nicht minder bedingt durch die gestiegene Einsicht in die nichtintendierten Folgen tatsächlich getroffener Entscheidungen (Stichwort: „Risikogesellschaft“), das Zeitgefühl der spätmodernen Gesellschaft prägt und dem zugrunde liegt, was sich aus der Warte aktueller Gesellschaftsdiagnostik als Beschleunigung ausnimmt. Beschleunigung ist ein Grundzug des geöffneten Zukunftshorizonts. Die neue Qualität der Beschleunigung scheint nun aber darin zu bestehen, dass wir der Zukunft nicht mehr vom Fortschrittsglauben beseelt entgegenseilen, vielmehr drängt sich diese der Gegenwart als Notwendigkeit auf, selbsterzeugte Probleme zu lösen, Risiken zu managen oder Katastrophen abzuwenden. Wir müssen uns heute schon, „als eine Vergangenheit planen [...], die in der Zukunft brauchbar ist.“ (Luhmann 2011: 205). „Die Zukunft“, so Helga Nowotny (1995: 91), „ist heute realitätsnäher und damit gegenwartsnäher geworden [...] die Umweltschleifen menschlichen Handelns werden zu Zeitschleifen, die auf die Gegenwart zurückwirken“; unsere Gegenwart sei eine „erstreckte Gegenwart“. Hermann Lübke (1995) geht von ähnlichen Beobachtungen aus, setzt mit dem Begriff der „Gegenwartsschrumpfung“ aber einen anderen Akzent; es werden v.a. die Folgen einer Innovationsverdichtung betont, die darin bestehen, dass uns unsere gewohnte Lebenswelt rascher fremd wird, während sich in der Vorausschau die Reichweite der Zeiträume verkürzt, „für die wir mit einiger Konstanz unserer Lebensverhältnisse rechnen können“ (ebd.: 54).

Hans Ulrich Gumbrecht (2010) interpretiert Befunde wie diese als klaren Bruch mit dem modernen Zeitregime und der Herausbildung eines neuen, der „breiten Gegenwart“: Nicht nur die Zukunft schiebt sich in die Gegenwart, sondern dank der Speicherkapazitäten elektronischer Medien auch die Vergangenheit – die Vergangenheit wird nicht mehr vergessen, in (digitalen) Geschichtsrepräsentation ist sie dauerverfügbar und auf Dauer gestellt. Zwischen der uns „überflutenden Vergangenheit“ und der uns „bedrohenden Zukunft“ sei eine sich „verbreiternde Gegenwart der Simultanitäten“ entstanden. Im Zeitalter des Fernsehens und der IT-gestützten Social Media-Echtzeitkommunikation ist Gleichzeitigkeit per se zum Signum unseres spätmodernen Lebens aufgestiegen, womit sich neben fernen Zeiten, auch ferne Räume in das Wahrnehmungsfeld der Gegenwart schieben, jedenfalls potentiell ist unsere Gegenwart global.

Die Aufwertung der Gegenwart wird heute i.d.R. als Krise interpretiert, insofern der *information overload* droht und ein massives Sinnselektionsproblem entsteht. Als Symptom für diese Krisenerfahrung wertet Gumbrecht ein gegenwärtig gesteigertes Bedürfnis nach außeralltäglichen, besonders authentisch, v.a. sinnlich

erlebten Momenten (Präsenzerfahrung), die uns, wenn auch nur für einen Augenblick, aus der Zeit herauszuheben vermögen. Vielleicht wäre es für die Lebenslauf-forschung ein interessanter Ansatzpunkt, in „erzählten Geschichten“ solchen Mo-menten nachzuspüren – die Gegenwart ist die Schnittstelle unterschiedlichster Tem-poralitäten, auch den durch Lebensverlaufsstrukturen auferlegten. Warum also nicht nach den Momenten ihrer Außerkraftsetzung fragen, will man etwas über ihre le-benszeitprägende (normative) Wirkmächtigkeit erfahren?

Markus Gottwald

LITERATUR

- Elias, N. (1988): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gumbrecht, H. U. (2010): Unsere breite Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Husserl, E. (2013): Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. Hamburg: Meiner.
- Lübbe, H. (1995): Schrumpft die Zeit? Zivilisationsdynamik und Zeitumgangsmoral: Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. In: Weis, Kurt (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. München: dtv, S. 53-79.
- Luhmann, N. (2011): Einführung in die Systemtheorie (6. Auflage). Heidelberg: Carl-Auer.
- Nowotny H. (1995): Wer bestimmt die Zeit? Zeitkonflikte in der technologischen Ge-sellschaft zwischen industrialisierter und individualisierter Zeit. In: Weis, K. (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. Mün-chen: dtv, S. 81-99.
- Pröppel, E. (1995): Wie kam die Zeit ins Hirn. Neurophysiologische und psychophysi-sche Untersuchungen zum menschlichen Zeiterleben. In: Weis, Kurt (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. München: dtv, S. 127-152.
- Schütz, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die ver-stehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.